

DIRK REINHARDT

ÜBER
DIE
BERGE
UND
ÜBER
DAS MEER

ROMAN



GERSTENBERG

Dirk Reinhardt

**Über
die
Berge
und
über
das Meer**

Dirk Reinhardt

**Über
die
Berge
und
über
das Meer**

Roman



GERSTENBERG

Wenn sie dem Glück einen Namen geben dürfte, würde sie es den Frühling nennen. Denn jetzt, im Frühling, ist sie vorbei, die Kälte des Winters, die das kleine Dorf in den Bergen so erbarungslos gefangen hielt. Sie müssen nicht mehr jede Nacht um einen heißen Stein in der stickigen Wohnstube ihres Hauses sitzen, sondern können wieder auf dem Dach unter den Sternen schlafen. Die Schneeschmelze lässt den Bach anschwellen, die Sträucher an seinen Ufern werden grün und die Obstbäume auf den Feldern ihres Vaters tragen die ersten Knospen. Vor allem aber ist der Frühling die Zeit, in der die Kuchi hier vorbeiziehen, die Nomaden auf ihrem Weg vom Winterquartier in der Ebene zum Sommerlager in den Bergen. Und mit ihnen kommt Tarek, der sich so gut auskennt mit den Tieren und den Gräsern und den Winden und ihr jedes Mal, wenn sie ihn sieht, eine neue, noch spannendere Geschichte zu erzählen weiß.

Soraya seufzt, als sie an Tarek denkt. Schon im letzten Jahr hat sie ungeduldig auf ihn gewartet, jetzt ist ihre Sehnsucht noch größer. Eigentlich ist sie auf dem Weg zum Brunnen, um Wasser zu holen, aber sie ist fest entschlossen, die Gelegenheit zu nutzen, zu jener Stelle über dem Dorf hinaufzusteigen, von der sie bis in die Ebene sehen und die Staubwolken, die die Herden der Kuchi aufwirbeln, schon von Weitem erkennen kann.

Der Weg vom Haus ihres Vaters zum Brunnen führt sie mitten durch das Dorf, ein kleines paschtunisches Dorf in einem abgelegenen Tal, wie es sie zu Hunderten in den Bergen gibt. Ganz in der Nähe liegt die Grenze zu Pakistan, man kann sie

schon fast sehen. Die Häuser des Dorfes lehnen sich an den Berghang, der ihnen Schutz vor Sonne und Stürmen bietet. Die meisten sind aus Lehm, manche auch aus Stein, da wohnen die Familien, denen die Getreidefelder gehören. Sorayas Familie besitzt nur einige Felder mit Obstbäumen und dazu noch ein paar Ziegen und Hühner, deshalb ist ihr Haus aus Lehm. Aber das ist nicht schlimm, sie mag den Lehm lieber als den Stein, seine rötlich braune Farbe und die Wärme, die er ausstrahlt, und seinen Duft, vor allem am Morgen, wenn ihre Mutter den Boden mit Wasser befeuchtet, dann riecht der Lehm ganz süß und frisch.

Während sie, einen Eimer in jeder Hand, durch das Dorf geht, lässt sie ihren Blick über die Häuser wandern. Sie kennt alle, die dort leben, jeden Einzelnen. In dem Haus, an dem sie gerade vorbeigeht, wohnt Roxana mit ihrer Mutter und ihren Großeltern und Geschwistern. Sie ist einige Jahre jünger als Soraya, aber man sieht sie fast nie, nur ab und zu als Schatten in der Tür, der verschwindet, sobald jemand die Straße entlangkommt. Als sie klein war, hat sie mitansehen müssen, wie ihr Vater erschossen wurde, genau hier, am hellen Tag, von einem Mann aus einem anderen Dorf, der sich von ihm beleidigt fühlte. Seitdem hat sie kein einziges Wort mehr gesprochen, mit niemandem, und die Straße hat sie auch nicht mehr betreten.

In dem Haus daneben lebt eine Familie, deren ältester Sohn im letzten Sommer das Dorf verlassen hat. Er heißt Rohani. Soraya kann sich gut an ihn erinnern, sie hat ihn nicht besonders gemocht, denn immer wenn er sie sah, lag dieser spöttische, herablassende Ausdruck in seinen Augen. Er arbeitet jetzt für die Amerikaner als Fahrer. Man sagt, so würde er drei- oder viermal so viel verdienen, wie er es hier im Dorf könnte. Viele sprechen seinen Namen mit Verachtung aus und sagen, er sei ein Verräter. Aber vielleicht, denkt Soraya, sind sie auch nur neidisch auf ihn,

denn das Haus seiner Familie ist prächtig ausgestattet, prächtiger als die meisten hier. Nur in der Nacht, wenn keine amerikanischen Patrouillen mehr in der Nähe sind, kommen die Taliban aus ihren Verstecken in den Bergen herab und statten dem Haus manchmal einen Besuch ab. Es sind keine freundlichen Besuche und Sorayas Vater sagt, wenn Rohani den Taliban in die Hände falle, sei sein Leben nichts mehr wert, dann müsse er sterben und auch seine Familie werde dann keine Freude mehr an ihrem prächtigen Haus haben.

Soraya schwenkt ihre Eimer in der Luft, während sie weitergeht. Zu jedem Haus würde ihr eine solche Geschichte einfallen – auch wenn sie sie niemals so gut erzählen könnte wie Tarek. Sie zögert kurz, ihr Blick wandert sorgenvoll zu den Bergen. Im letzten Frühjahr waren er und seine Familie um diese Zeit schon da, im Jahr davor auch. Irgendetwas muss sie aufgehalten haben. Vielleicht ist es nur das Wetter oder sie haben einen weiteren Weg als zuletzt oder das Scheren der Schafe hat länger gedauert. Hoffentlich ist es nichts Schlimmes, geht es ihr durch den Kopf. Aber sie schiebt den Gedanken beiseite, als sie vor sich den Brunnen auftauchen sieht.

Dort ist wie üblich viel los, es ist der wichtigste Treffpunkt des Dorfes, zumindest für die Frauen und die Kinder. Sie sind nicht nur hier, um Wasser zu holen, sondern auch, um zu hören, was es Neues gibt. Vor allem die Frauen zögern das Auffüllen ihrer Eimer immer so lange wie möglich hinaus, weil sie froh sind, wenigstens einmal am Tag das Haus zu verlassen und draußen zu sein. Natürlich sind sie nie allein, das dürfen sie ja nicht. Die Älteren haben einen ihrer Söhne dabei, die Jüngeren einen ihrer Brüder. Die Jüngeren sind immer verschleiert, die Älteren nicht, die tragen meistens nur ein Kopftuch, da kommt es nicht mehr so darauf an.

»Hey, Samir!«

Soraya dreht sich um. Nuri steht vor ihr, ein Junge, den sie aus der Schule kennt, sie ist ein paar Jahre älter als er. Er hilft seiner Mutter, die ihr jüngstes Kind in einer Wiege auf dem Kopf trägt, beim Schleppen des Wassers. Mit einer verschwörerischen Geste deutet er auf ein Haus, das in der Nähe des Brunnens steht.

»Gleich, in einer Stunde?«, flüstert er.

Soraya weiß, was er meint. In dem Haus lebt eine der vornehmeren Familien des Dorfes, sie besitzen einen kleinen Vogel, der in einem Käfig lebt und eine wunderschöne Stimme hat. Sie und Nuri und einige andere sind früher manchmal zu dem Haus geschlichen, um dem Vogel zuzuhören, man kann ihm etwas vorpfeifen, dann ahmt er es nach. Anscheinend will Nuri auch heute wieder dorthin, aber als Soraya darüber nachdenkt, hat sie das Gefühl, dass sie aus dem Alter, in dem man Vögel belauscht, inzwischen heraus ist. Das ist eher eine Beschäftigung für die kleineren Jungen.

»Nein, Nuri«, flüstert sie zurück. »Es geht nicht. Ich muss etwas erledigen.«

Sie wendet sich von ihm ab. Für einen Moment sind die Gespräche verstummt, als sie am Brunnen erschienen ist, jetzt setzen sie wieder ein. Die Frauen nicken ihr zu. Sie lassen sie nie spüren, dass sie anders ist, das tun nur die Männer. Vielleicht weil die Frauen sich vorstellen können, wie es in ihr aussieht, die Männer interessieren sich nicht dafür.

»Samir!«

Rubina taucht vor ihr auf, in Begleitung ihres jüngsten Bruders, der gerade einmal drei oder vier ist. Sie trägt den Tschador, der ihr Gesicht teilweise bedeckt, aber Soraya erkennt sie sofort, sie wohnt nur drei Häuser von ihnen entfernt.

»Gut, dass ich dich treffe«, sagt Rubina. »Wie geht es Djamilä?«

Djamilä ist Sorayas ältere Schwester. Sie und Rubina sind be-

freundet, doch jetzt, wo sie versprochen sind und noch in diesem Jahr heiraten werden, dürfen sie kaum noch das Haus verlassen und sich auch nicht mehr gegenseitig besuchen.

»Sie ist allmählich ziemlich aufgereggt«, sagt Soraya. »Wegen der Hochzeit.«

»Ja, ich weiß«, antwortet Rubina. »Richte ihr meine Grüße aus. Und«, für einen Augenblick tritt sie ganz nah an Soraya heran, »gib ihr einen Kuss von mir. Hörst du, Samir? Den letzten.«

Ihre Stimme klingt traurig, als sie das sagt, und gleich darauf ist sie verschwunden. Soraya blickt ihr nach, wie sie die Straße entlanggeht, ihren kleinen Bewacher an der Hand, der kaum gehen kann, ohne zu stolpern. Sie seufzt und wird selbst traurig, als sie an Djamila denkt. Dann dreht sie sich um und stellt ihre beiden Eimer in einer schattigen Ecke neben dem Brunnen ab. Sie wird später zurückkehren und sie füllen, es hat keine Eile, so dringend erwartet ihre Mutter sie nicht zurück. Sie hat genug Zeit, in den Hügeln oberhalb des Dorfes Ausschau nach Tarek zu halten, und genau das wird sie jetzt tun.

Als sie den Brunnen wieder verlässt, schaut sie prüfend zum Himmel. Es ist ein klarer Frühlingstag, nur über den Bergen im Südosten, in Richtung der Grenze, stehen einige Wolken. Rings um das Dorf arbeiten die Männer auf den Feldern und in den Gärten, später, am Nachmittag, wird sie auch eine Weile dort sein, um ihrem Vater und ihrem Großvater bei der Arbeit zu helfen, aber das hat noch Zeit.

Sie biegt um eine Ecke und dann sieht sie die Jungen. Es sind etwa ein Dutzend, genau die, mit denen sie meistens zusammen ist, in der Schule und auch hier draußen. Eigentlich hat sie gehofft, ihnen heute nicht zu begegnen, ihr kleiner Ausflug in die Berge soll geheim bleiben. Kurz überlegt sie, ob sie sich noch zurückziehen kann, aber da haben die Jungen sie schon entdeckt.

»Hey, Samir!«, ruft einer. »Wohin willst du?«

Soraya bleibt stehen und wartet, bis sie herangekommen sind.
»Wasser holen«, sagt sie.

»Das muss aber seltsames Wasser sein«, sagt ein anderer und tritt nach vorn. Soraya verzieht das Gesicht, als sie ihn sieht. Es ist Dawuhd. Natürlich! Wer sonst? Er sucht ständig Streit mit ihr, eigentlich immer, wenn sie sich sehen. »Du hast nämlich gar keinen Eimer dabei«, fährt er fort. »Und der Brunnen ist da drüben.«

Das ist der Grund, warum sie den anderen nicht begegnen wollte. Sie hat gewusst, dass Dawuhd dumme Fragen stellen würde, genau die Fragen, die sie nicht hören will.

»Ich hole das Wasser aus den Bergen«, sagt sie. »Da ist es frischer. Und ich hole es in meinem Mund. In den passen nämlich mehr als zehn Eimer rein, wenn ich ihn richtig aufreiß.«

Die anderen Jungen lachen, anscheinend sind sie der Meinung, dass sie das kurze Wortgefecht gewonnen hat. Nur Dawuhd lacht nicht. Er starrt sie an, seine Augen sind plötzlich ganz schmal.

»Ich habe dich beobachtet, Samir«, sagt er. »Du gehst oft in die Berge in letzter Zeit. Und ich glaube, ich weiß auch, warum.« Er tritt auf sie zu und bleibt direkt vor ihr stehen. »Du spionierst für die Amerikaner.«

Soraya hält den Atem an. Das ist so ziemlich der schlimmste Vorwurf, den man hier jemandem machen kann, und besonders schlimm ist er, wenn er von einem wie Dawuhd kommt. Sein älterer Bruder ist seit dem letzten Jahr verschwunden. Die Leute erzählen, er hätte sich den Taliban angeschlossen, die in den Bergen und hinter der Grenze lauern. Vor einigen Monaten ist eine Patrouille der Amerikaner ins Dorf gekommen und hat Dawuhds Vater mitgenommen, um ihn zu verhören. Eine Woche später brachten sie ihn zurück, Soraya weiß es noch gut, sie war da und hat es beobachtet. Er ging gebückt und humpelte und konnte nie

mandem mehr in die Augen blicken. Er verschwand im Haus, seitdem hat ihn keiner mehr gesehen.

Viele der Jungen bewundern die Taliban, weil sie stark und mutig sind und sogar die Amerikaner mit ihren gepanzerten Wagen und Hubschraubern und Raketen Angst vor ihnen haben. Dawuhd bewundert sie ganz besonders, vor allem seit das mit seinem Vater passiert ist. Er erzählt gern aufschneiderische Geschichten über das Leben in den Ausbildungscamps in Pakistan und träumt davon, später selbst dorthin zu gehen und gegen die Amerikaner zu kämpfen, wie sein Bruder. Manche im Dorf flüstern, er spioniere schon jetzt für die Taliban. Aber man kann es nicht wissen. Es ist nur ein Gerücht.

Eigentlich ist es wie ein Kampf zwischen Tag und Nacht, denkt Soraya. Am Tag kommen die Amerikaner, dringen in die Häuser ein, durchsuchen und verwüsten alles, lassen ihren Dolmetscher unangenehme Fragen stellen und verschleppen jeden, von dem sie glauben, er könnte Kontakt zu den Taliban haben. Und in der Nacht, im Schutz der Dunkelheit, steigen die Taliban aus den Bergen herab, pochen gegen die Türen jener, die sie im Verdacht haben, mit den Amerikanern zusammenzuarbeiten, lassen sich von ihnen bewirten, bedrohen sie, manchmal verprügeln sie sie auch. Die meisten hier wollen weder mit den einen noch mit den anderen etwas zu tun haben und wünschen sich einfach, in Ruhe gelassen zu werden. Aber das ist schwer. Wie soll man in Ruhe leben, wenn man sein Lager zwischen zwei hungrigen Wolfsrudeln aufgeschlagen hat?

Während Soraya all das durch den Kopf geht, steht Dawuhd noch immer vor ihr und blickt sie herausfordernd an. Die anderen Jungen haben einen Kreis um sie gebildet und warten, was passieren wird. Soraya senkt den Kopf und blickt zur Seite, um Dawuhd in Sicherheit zu wiegen, dann stößt sie mit aller Kraft zu, mit einer so heftigen Bewegung, dass er nach hinten taumelt

und zu Boden fällt. Sie tut es, wie sie es bei den Jungen gelernt hat, schnell und hart, damit keine Zweifel aufkommen, dass sie Samir ist und nicht Soraya. Vor einigen Jahren hat Dawuhd es einmal gewagt, sie auf der Straße mit Soraya anzureden. Damals wusste sie, dies ist der Moment, in dem sich alles entscheidet. Sie hat sich mit ihm geprügelt, und obwohl er kräftiger ist als sie, hat sie sich so heftig gegen ihn gewehrt, dass er schließlich aufgeben musste. Seitdem hat keiner der Jungen mehr versucht, ihre Existenz als Samir in Frage zu stellen.

Dawuhd springt auf. Sein Gesicht ist rot angelaufen und vor Wut verzerrt, er sieht aus, als wollte er sich im nächsten Moment auf Soraya stürzen, um ihr den Stoß heimzuzahlen. Doch bevor er dazu kommt, tritt ein anderer Junge zwischen sie. Er ist hager und groß, einen halben Kopf größer als die anderen.

»Nicht hier«, sagt er und legt Dawuhd die Hand auf die Schulter. »Lass uns die Sache mit den Drachen regeln. Ich fordere dich heraus. Im Namen von Samir.«

Soraya atmet auf. Das ist Hafiz, der Sohn des Malik, des Dorfvorstehers. Sein Vater ist dafür zuständig, Streit zwischen den Bewohnern zu schlichten, und er ist sehr geschickt darin. Wahrscheinlich wird Hafiz später selbst mal Dorfvorsteher, der Titel vererbt sich meistens und geeignet ist er auf jeden Fall. So wie sein Vater den Streit zwischen den Männern schlichtet, vermittelt Hafiz unter den Jungen. Soraya verdankt ihm viel, das weiß sie gut. Er hat sich oft vor sie gestellt, und zwar immer so, dass sie dabei nicht schwach wirkte. Ohne ihn wäre ihr Leben unter den Jungen um einiges härter, so viel steht fest.

Dawuhd schluckt seinen Ärger mühsam hinunter. Er funkelt Soraya noch einmal an, aber eine Herausforderung zum Drachenkampf darf er nicht ablehnen, er würde sein Gesicht verlieren.

»Wir treffen uns am Bach«, sagt er zu Hafiz, ohne Soraya aus den Augen zu lassen. »Hol deinen Drachen.«

Hafiz nickt, dann dreht er sich zu Soraya um. »Kommst du mit, Samir?«, fragt er.

»Ja«, antwortet Soraya. »Später. Ich komme nach.« Sie blickt Dawuhd an. »Wenn ich mit dem Spionieren fertig bin.«

Dawuhd schiebt Hafiz zur Seite und tritt zu ihr. »Glaub nicht, dass die Sache mit dem Drachenkampf erledigt ist«, sagt er. »Das machen wir noch unter uns aus. Nur wir beide.«

Er geht an ihr vorbei, wobei er sie mit der Schulter anrempelt. Hafiz sieht ihm nach. »Du wirst noch viel Freude mit ihm haben«, sagt er zu Soraya. »Aber die Freude wird wehtun.«

Er verschwindet ebenfalls, um sich auf den Drachenkampf vorzubereiten. Die anderen Jungen schließen sich den beiden an, die eine Hälfte Hafiz, die andere Hälfte Dawuhd.

Soraya blickt ihnen nach. Sie reibt sich über die Haare, dann atmet sie erleichtert durch. Die Sache ist noch mal glimpflich abgelaufen, vor allem dank Hafiz. Es ist ein Segen, dass er sich eingemischt hat, sonst könnte sie den Weg in die Berge jetzt vergessen. Trotzdem, irgendwann wird sie es mit Dawuhd ausmachen müssen, es lässt sich nicht vermeiden. Wahrscheinlich wird er sie übel zurichten, aber sie nimmt sich vor, ihre Haut so teuer wie möglich zu verkaufen.

Die Jungen sind inzwischen verschwunden. Soraya dreht sich um und setzt ihren Weg fort. Aus manchen Häusern dringt schon der Duft des frischen Fladenbrot und der würzige Geruch gebratenen Fleisches, das die Frauen für das Mittagessen zubereiten. Als Soraya an die saftigen Hammelfleischbrocken denkt, die knusprigen Hähnchenflügel und die scharfen Lammfleischspieße mit Zwiebeln und Paprika, läuft ihr das Wasser im Mund zusammen. Aber sie darf jetzt nicht vom Essen träumen, nach der Begegnung mit den Jungen ist sie spät dran. Wenn ihr Vater und ihr Großvater zur Mittagspause vom Feld kommen, muss sie zu Hause sein, und der Weg in die Berge ist steil.

Sie kommt an der Moschee vorbei. Im Schatten der Platanen, die vor dem Eingang stehen, unter ihren weit ausladenden Ästen, sitzen der Mullah und die alten Männer des Dorfes und trinken Tee. Der Mullah ist für jeden hier ein wichtiger Mann, aber für Soraya war er vom ersten Tag ihres Lebens an besonders wichtig. Ihre Mutter hatte vor ihr bereits sechs Töchter bekommen und war das Gespött des Dorfes, weil sie es nicht schaffte, einen Sohn zur Welt zu bringen. Ihr Vater wurde bemitleidet wegen der Unfähigkeit seiner Frau. Soraya hat immer versucht, sich vorzustellen, wie groß die Hoffnung ihrer Eltern damals gewesen sein muss und wie tief die Enttäuschung, als wieder nur ein Mädchen zum Vorschein kam – nämlich sie. Sie war die siebte Tochter und der Mullah tat, worum ihre Eltern ihn baten: Er griff auf einen alten Brauch im paschtunischen Stammesrecht zurück und erklärte Soraya kurzerhand zum Jungen. Drei Tage nach der Geburt erhielt sie den Namen Samir und wurde feierlich durchs Dorf getragen. Alle wussten, dass sie in Wahrheit ein Mädchen ist, aber um die Schande der Familie zu beenden, spielten alle das Spiel mit und gratulierten zur Geburt des Sohnes.

Soraya bleibt kurz stehen, wendet sich der Moschee und dem Mullah zu und verneigt sich. Der Mullah hebt würdevoll die Hand und nickt. Die Männer, die neben ihm sitzen und ihren Tee trinken, mit ihren weißen Vollbärten, die wie Kränze um ihre Gesichter stehen, winken ebenfalls, grinsen unter ihren langen Hakennasen, rufen ihr etwas zu, das sie nicht versteht, und als sie weitergeht, lachen sie aus ihren Mündern mit den wenigen Zähnen, die ihnen noch geblieben sind, hinter ihr her. Sie beschleunigt ihre Schritte, die alten Männer sind ihr unheimlich. Sie weiß nie, was sie von ihnen halten soll. Freuen sie sich wirklich, sie zu sehen, oder machen sie sich nur über sie lustig?

Die staubige Dorfstraße beginnt jetzt anzusteigen. Soraya ist froh darüber, denn nun kann ihr kaum noch jemand begegnen,

um sie aufzuhalten. Ein paar Häuser lässt sie noch hinter sich, dann hat sie den Rand des Dorfes erreicht. Das letzte Gebäude, an dem sie vorbeikommt, bevor die Straße endgültig zu dem Pfad wird, der sich in die Berge schlängelt, ist die Schule. Sie kann sich dunkel daran erinnern, wie sie gebaut wurde, es war vor einigen Jahren. Alle Männer des Dorfes haben geholfen, auch ihr Vater und ihr Großvater, sie schlugen Steine in den Bergen und schleppten sie heran, fuhren mit ihren Eselskarren zur nächsten Hauptstraße, um Ziegel und Holz und Zement zu holen und die anderen Dinge, die von den Lastwagen gebracht wurden, hoben eine tiefe Grube aus, gossen das Fundament und errichteten die Mauern, bis die Schule mit einem großen Fest eingeweiht wurde.

Bis dahin hatte nur der Mullah Unterricht in der Moschee gegeben, aber seitdem haben sie einen richtigen Lehrer, der jeden Tag aus der Stadt ins Dorf kommt, außer im Winter, da ist es zu kalt und die Schule hat keine Heizung. Doch jetzt, wo der Winter vorüber ist, wird sie in einigen Tagen wieder beginnen. Soraya freut sich darauf, sie geht gerne zur Schule, es ist wie der Eintritt in die geheimnisvolle Welt außerhalb des Dorfes, von der sie nie etwas gesehen hat. Ihre Neugierde ist groß, manchmal kann nicht einmal der Lehrer all ihre Fragen beantworten. Am liebsten mag sie das Rechnen. Da hat alles seinen festen Platz, alles ist sicher und verändert sich nicht und das hat etwas Beruhigendes. Sie liebt die Welt der Zahlen.

Sie darf vormittags zur Schule gehen, wenn die Jungen Unterricht haben. Der Unterricht für die Mädchen am Nachmittag fällt oft aus, viele Mädchen gehen nicht hin, weil ihre Eltern es für überflüssig halten oder die Rache der Taliban fürchten. Die Taliban haben verboten, dass Mädchen zur Schule gehen, und wenn sie es trotzdem tun, werden sie von ihnen zur Strafe verprügelt. Angeblich haben sie in einem Dorf in der Nähe einem Mädchen,

das sich allen Verboten widersetzt hat, Säure ins Gesicht geschüttet und sie für ihr ganzes Leben verunstaltet, sodass sie nie einen Mann finden wird.

Soraya schüttelt sich, als sie daran denkt. Sie hat die Schule hinter sich gelassen und steigt nun den Pfad in die Berge hinauf. Solche Gedanken machen ihr Angst. Ihre Zeit als Junge geht in diesem Jahr endgültig zu Ende, das hat ihr Vater entschieden. Sie können nicht länger damit warten, hat er gesagt, eigentlich hätte sie das Alter der Rückverwandlung längst überschritten. Was soll dann werden? Keine Schule mehr, keine Spiele mit den Jungen! Wenn sie daran denkt, wird sie oft so entsetzlich traurig. Nicht einmal der Frühling kann ihre Trauer besänftigen und das will etwas heißen. Sie liebt es so sehr, nach draußen zu gehen und unter freiem Himmel zu sein, wann immer es ihr gefällt. Jetzt ist diese Zeit bald vorbei und sie wird auch nie wiederkommen. Nie mehr wird sie im Bach nach Münzen tauchen oder mit den Schafsknochen spielen, nie wieder einen Drachen in der Luft tanzen sehen. Sie wird nur noch in der Stille des Hauses sein, so wie ihre Schwestern, und irgendwann ... Sie stöhnt. Immer wenn sie sich das vorstellt, ist ihr Herz danach so schwer wie ein Stein am Grund des Flusses.

Sie beginnt zu rennen, den Pfad hinauf, als könnte sie auf diese Weise den düsteren Gedanken entkommen. Sie rennt immer weiter, bis sie irgendwann erschöpft stehen bleibt und, die Hände auf die Knie gestützt, nach Luft ringt. Nach einer Weile richtet sie sich auf, dreht sich um und blickt ins Dorf hinunter. Da sind die Häuser, drüben der Bach, daneben eine Wiese und auf der Wiese kann sie die Jungen sehen. Sie wirken klein von hier oben, wie Insekten, aber sie kann sie trotzdem voneinander unterscheiden, an ihrem Gang und ihren Bewegungen. Auf der einen Seite ist Dawuhd, bullig wie ein Käfer, immer ein wenig angespannt und verkrampft, auf der anderen Seite Hafiz, schlank

wie ein Grashüpfer, locker und leichtfüßig, dazwischen die anderen.

Dawuhd und Hafiz haben ihre Drachen geholt, sie haben die besten Drachen aller Jungen im Dorf, leicht und trotzdem stabil, sodass sie die unglaublichsten Flugmanöver ausführen können. Hafiz hat seinen Drachen aus bunten Papierfetzen zusammengeñäht, sodass er leuchtet wie ein Regenbogen, und er sieht jeden Tag anders aus, je nachdem, wie die Sonne auf ihn trifft. Dawuhds Drachen dagegen ist schwarz, sowohl das Papier als auch der Rahmen, sogar die Schnur, mit der er ihn lenkt, ist schwarz, wie die Turbane der Taliban. Beide laufen jetzt los, um ihre Drachen in die Luft zu bringen, Hafiz mit weiten Sprüngen, Dawuhd mit schnellen Schritten wie ein Maschinengewehr.

Soraya springt nach vorn an den Rand des Abhangs, von wo sie den Kampf am besten beobachten kann, und legt ihre Hände wie einen Trichter an den Mund. »Los, Hafiz!«, brüllt sie ins Tal hinunter. »Zeig es ihm!«

Natürlich hört sie niemand. Die Anfeuerungsrufe der anderen Jungen dringen schwach zu ihr herauf, aber umgekehrt funktioniert es nicht. Sie lässt die Hände sinken und beobachtet schweigend den langsamen Aufstieg der beiden Drachen. Anfangs halten Hafiz und Dawuhd noch Abstand voneinander, aber kaum haben sie den Himmel erobert, bewegen sie sich langsam aufeinander zu. Zur Vorbereitung des Kampfes haben sie die Schnüre ihrer Drachen in Klebstoff getaucht und dann durch kleine Glassplitter gezogen, sodass sie jetzt mit scharfen Scherben bestückt sind. Jeder von ihnen versucht nun, die Schnur des anderen mit seiner eigenen zu durchschneiden.

Sie liefern sich ein zähes Ringen. Ihre Drachen sind etwa auf gleicher Höhe mit Soraya, sie kann den Kampf gut beobachten, besser als die Jungen unten am Bach. Der Wind zeigt sich gnädig, er ist weder zu stark noch zu schwach und bläst gleichmäßig, so-

dass er nicht durch eine plötzliche Laune die Entscheidung bringen kann. Zunächst umtanzen die beiden Drachen sich noch, vollführen Drohgebärden, weichen heuchlerisch voreinander zurück, um gleich darauf wieder zum Angriff überzugehen, dann verkeilen sie sich ineinander, umwickeln sich, scheinen sich verschlingen zu wollen und plötzlich – ein lauter Knall. Eine der Schnüre zerreißt. Soraya hält den Atem an. Es ist der bunte Drache, der ins Trudeln gerät und zu Boden stürzt. Nur der schwarze steht noch am Himmel und flattert im Wind, als würde er lachen. Dawuhd hat den Kampf gewonnen.

Während seine Anhänger am Ufer des Baches einen Freudentanz aufführen, wendet Soraya sich seufzend ab. Der Ausgang des Kampfes wird es ihr nicht gerade leichter machen, so viel ist klar. Jetzt wird Dawuhd noch selbstherrlicher und überheblicher auftreten, als er es sowieso schon tut, und sie wird darunter zu leiden haben. Sie steigt den Pfad weiter hinauf und versucht den Gedanken zu vergessen. Die Stelle, von der aus sie in die Ebene blicken kann, ist jetzt nicht mehr weit, sie kann sie schon sehen. Mit jedem Schritt, den sie darauf zugeht, wird ihre Anspannung größer. Und die Vorfreude. Heute muss sie da sein, die Staubwolke, die das Kommen der Kuchi ankündigt.

Sie denkt an die letzten Jahre zurück. Immer wenn Tareks Familie mit ihrer Herde auf dem Weg ins Sommerlager hier vorbeikommt, rasten sie einige Tage, um ihre Schafe zu weiden und mit den Dorfbewohnern Handel zu treiben. Sie brauchen Getreide und Obst und Gemüse und im Gegenzug kaufen die Leute aus dem Dorf bei ihnen Fleisch und Käse und Joghurt und Felle. Sie und Tarek haben dann immer Zeit, zusammen durch die Gegend zu streifen. Er weiß viel über die Tiere und die Natur und das Wetter und diese Dinge und sie muss ihm immer erzählen, wie es ist, in einem Dorf zu wohnen, sein ganzes Leben am selben Ort zu verbringen, das kann er sich gar nicht vorstellen.

Zugegeben, Tarek ist in manchen Dingen seltsam, aber wahrscheinlich mag sie ihn gerade deswegen so. Er redet nicht viel, manchmal kriegt er seine Zähne überhaupt nicht auseinander, aber das ändert sich, wenn er eine seiner Geschichten erzählt. Darin ist er großartig, sie liebt es, ihm zuzuhören. Im letzten Jahr war sie zum ersten Mal bei seiner Familie in ihrem Lager eingeladen und am Tag danach ist Tarek zu ihnen gekommen. Beides war ziemlich anstrengend. Obwohl die Kuchi und die Leute aus den Dörfern ihre Waren tauschen, mögen sie sich nicht besonders. Sorayas Vater sagt, viele Kuchi wären Diebe. Sie würden ihre Tiere das Wasser trinken und das Gras fressen lassen, ohne zu bezahlen, und manchmal würden sie das Getreide von den Feldern stehlen. Tarek hat erzählt, dass sein Vater genauso auf die Bauern schimpft. Sie wären hochnäsig und würden sich für etwas Besseres halten, weil sie Häuser haben, und manchmal würden sie des Nachts kommen und die Schafe rauben. Soraya zuckt mit den Achseln. Sie hat keine Ahnung, ob etwas davon stimmt.

Endlich erreicht sie die Kuppe, von der sie in die Ebene schauen kann. Die letzten Schritte läuft sie, und als sie oben ist, wippt sie nervös von einem Fuß auf den anderen, schirmt ihre Augen gegen die Sonne ab und späht hinunter. Dann lässt sie die Schultern sinken. Nichts! Nichts ist zu sehen von den Herden und den Nomaden. Und das, obwohl sie längst hier sein müssten, in den letzten Jahren waren sie immer schon da, wenn die Obstbäume ihre ersten Knospen bekamen.

Enttäuscht lässt sie sich auf einen Stein sinken. Was ist nur los? Sie hat Tarek nie erzählt, dass sie in Wahrheit Soraya ist, er kennt sie nur als Samir. Ob er es gemerkt oder gespürt hat? Im letzten Jahr vielleicht. In diesem Frühling wollte sie es ihm erzählen, sie wollte ihm alles erzählen, das hat sie sich fest vorgenommen, deshalb erwartet sie ihn auch aufgeregter und sehnächtiger als je zuvor.

Denn eines steht fest: So sehr sie ihr Dasein als Samir liebt, mit all der Freiheit und den Vorteilen, die es mit sich bringt, so sehr sie den Moment fürchtet, in dem dieses Leben zu Ende sein wird – immer wenn der Frühling kommt und sie auf Tarek wartet, will sie kein Junge mehr sein.